

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 7.

Posen, den 12. Februar.

1882.

Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Lohmeyer.

Nachdruck verboten.

I. Kapitel.

Der Herbst war im Jahre 1825 besonders früh gekommen.

Die drei jugendlichen Wanderer, welche singend und lachend durch das gelbe, raschelnde Laub des Waldes hinschritten, schienen wenig Acht zu haben auf all die schimmernde Schönheit, mit welcher die schon tief stehende Sonne eben das Wipfelmeer überfluthete.

An ihren bunten, fest auf die Stirn gestülpten Mützen, den kurzen Flauschröcken und hohen Kanonentiefeln, den betroddeiten Pfeifen und dem fröhlich geschwungenen Ziegenhainer erkannte man die lebensfrohen Studenten, und ihr übermüthiges Lachen schien zu zeigen, daß sie von dem Drucke und der Sorge des Lebens bis zur Stunde noch wenig erfahren hatten.

Nun bog die Fahrstraße aus dem Walde heraus und wendete sich links wieder der Stadt zu. Am Rande des Waldes, der sich auf der linken Seite der Straße bis zu einer sumpfigen Wiese hinzog, verlangsamten sich die Schritte der Jünglinge. Das Gespräch schien eine andere Wendung zu nehmen, und kurz vor der Brücke blieben sie plötzlich stehen.

„Hier ist es“, sagte Max, und deutete auf einen schlichten, mit einem Kreuze geschmückten Grabhügel, der sich jenseits des Straßengrabens und dicht am Walde erhob; „das ist das sogenannte Franzosengrab.“

„Seltsam!“ meinte der sinnend drein schauende Viktor, indem er sich auf das Gelände der Brücke lehnte und zu dem Grabe hinüberblickte, „das Grab scheint mit einer gewissen Sorgfalt gepflegt zu werden.“

„Ja, weißt Du denn nicht“, rief Max, „daß gerade dieses Grab immer am Morgen des 19. Oktobers mit Blumen geschmückt gefunden wird?“

„Weiß man denn, von wem dies geschieht?“ fiel Adolf ein, der auf einem Brellstein Platz genommen hatte, welcher sich dicht neben der Brücke erhob. „Wer kann denn an dem Unbekannten, der vor zwölf Jahren hier verendet sein muß, noch Interesse nehmen? Es soll übrigens nur ein Trommler gewesen sein. Sollten Franzosen von der Kolonie ihrem Landsmann diese Ehre erweisen? Warum schmücken sie denn nicht die Gräber ihrer Generale? Was munkelt man denn von der Sache in Leipzig?“

„Allerdings glauben einige zu wissen, wer der stille Freund dieses Todten ist, aber was man davon schwätzt, scheint mir ein böshafter Spaßvogel erfunden zu haben. Ihr kennt die kleine „Bucklinski“, die das nette Häuschen nicht weit vom Petersthore besitzt. Denkt Euch, die kleine verwachsene Person, mit den klugen, dunklen Augen, Fräulein von Bugloff, soll die mysteriöse Verehrerin des todten Trommlers sein.“

Die Genossen lachten hell auf.

„Das ist ein schlechter Scherz“, nahm Viktor mißbilligend das Wort.

„Jedenfalls eine Erfindung Deines Onkels“, sagte Adolf. „Ich sehe ihn ordentlich vor mir, den alten Spötter, wie er aus der dunklen Ecke seines Stammtisches im Rathskeller hervorlugend, eine Priße in die Nase schiebt und, das linke Auge schelmisch zudrückend, den alten Junggesellen seines Kreises den hämischen Einfall zum Besten giebt.“

„Ich habe das Märchen allerdings von ihm erfahren“, sagte Max. „Mein Onkel will selbst, von einer Geschäftsreise heimkehrend, einmal den Wagen des Fräuleins in der bewußten Nacht hier an der Brücke gesehen haben.“

„Ich möchte hinter das Geheimniß kommen“, rief Viktor, „und sollte ich die ganze kalte Oktobernacht hier im Walde zubringen müssen.“

„Ich wäre auch dabei“, stimmte Adolf lebhaft ein.

„Auch ich bin dabei“, gab Max hinzu. „Es sind ja nur noch zwei Tage bis zu jener Nacht. Wir kneipen mit den Anderen bis Abends neun Uhr drüben im „Kranz“, schleichen uns dann hierher und bivouakiren dort unter der alten Eiche.“

„Topp“, rief Adolf. „Es wäre ein toller Spaß, die kleine Eule hier zu überraschen. Aber jetzt kommt. Es wird kühl.“

Die Jünglinge warfen noch einen Blick nach dem stillen Hügel, der mit seinem wohlgepflegten, scharf gekanteten Rasen, seinem schlichten, schwarzen Holzkreuz an der einsamen Waldecke sich der Erinnerung fest einprägte. Die Nebel stiegen von der Wiese auf und die Freunde beschleunigten ihre Schritte. Sie gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her, jeder den Gedanken nachsinrend, die das Gespräch angeregt hatte, und die Fäden des Geheimnisses in der Phantasie weiter spinnend, bis Max plötzlich hell auflachend dazwischen rief: „Die Geschichte von der Trommlerbraut scheint Euch ja ganz melancholisch zu machen.“

Er stimmte eine übermüthige Studentenweise an, in welche die Anderen mit vollem Behagen einfielen. Bei einbrechender Dämmerung hatten sie die Stadt erreicht. Bald waren sie in der Petersvorstadt angelangt und wandten sich eben dem Thore zu.

„Aber da stehen wir ja vor dem Hause der kleinen Trommlerbraut“, sagte Max lustig.

„Ich gäbe etwas darum, wenn ich die kleine Bugloff einmal sehen könnte“, lachte Adolf.

Sie schauten durch den Gartenzaun nach dem dicht dahinter befindlichen Häuschen, das ganz von wildem Wein überponnen war, den die Purpurgluth des Herbstes röthete. In diesem Augenblick hörten sie ein Fenster schließen und bemerkten, daß ein Rouleaux heftig herabgelassen wurde. Bei dem Scheine einer im Hintergrunde des Zimmers befindlichen Lampe sahen sie die unverkennbaren Schattenumrisse der kleinen Verwachsenen, die sich rasch vom Fenster entfernte. Die jungen Männer schwiegen einen Augenblick betroffen. Viktor, der feinfühligste von ihnen, drückte Maxens Arm, indem er leise und halb verlegen flüsterte: „Wenn sie es gehört hätte!“

„Was wäre da weiter?“ antwortete Max gleichgiltig, „sie wird an diesen Spottnamen gewöhnt sein.“

„Es sollte mir doch leid thun“, meinte Viktor, und zog die Anderen zum Weitergehen fort.

Max reichte beiden Freunden mit derbem Schlag die Hand, um sich zu verabschieden, denn hier trennten sich ihre Wege. Max eilte rasch die Hauptstraße hinab, während die Freunde rechts in eine Seitengasse bogen.

„Weißt Du“, hub nach einer Weile Viktor an, indem er seinen Arm unter den des Freundes schob, der stumm neben ihm her schritt, „ich finde, daß Bredow in neuerer Zeit gewisse

gemüthlose Seiten mit einer offenbaren Absichtlichkeit hervorkehrt, und glaube in dieser, seiner Natur so fremden Art den Einfluß der farastischen Gesellschaft zu sehen, mit der er am Tische des alten Stadtraths verkehrt."

"Du hast Recht, er war früher ein ganz Anderer, als er von der Fürstenschule kam", gab der Freund zurück. "Seine Sucht, den starken Geist zu spielen, der sich über seine eigenen Empfindungen lustig macht, giebt ihm auch für mich etwas Fremdes und ist offenbar nur etwas künstlich Angenommenes. Er ist hochfahrend und launisch geworden und, merkst Du nicht, lange nicht mehr so beliebt in der Verbindung wie früher."

"Gewiß, unsere bescheidenen Verhältnisse scheinen ihm nicht mehr zu genügen, seit er die Schmausereien der reichen Handelsherren mitmacht", sagte Viktor nicht ohne Verstimmung.

"Er wird aber auch unglaublich von dem alten Dinkel verwöhnt, der ihm Alles an den Augen abzieht."

Viktor nickte zustimmend.

"Und hast Du bemerkt, wie kurz er wieder das Gespräch abbrach, als wir auf seinen Vater kamen. Er scheint sich seiner früh verstorbenen armen Eltern zu schämen."

"Nein, da thust Du ihm ganz gewiß Unrecht", entgegnete Adolf lebhaft. "Aber allerdings scheint er von der traurigen Vergangenheit der Seinigen nicht gern zu reden. Als ich bei einem Besuche in seinem Studirzimmer vor dem Bilde eines ernststen Mannes stehen blieb, welches dieselben runden, vollen Lippen und die geschwungene Adlernase zeigt, die auch dem Gesichte des Freundes etwas so Vornehmer geben, und mit den Worten auf dasselbe hinwies: „Das ist wohl Dein Vater?“, sah ich Max traurig die Augen niederschlagen, und mit wehmüthiger Stimme antwortete er mir: „Ja, mein armer Vater.“ — Der Ausdruck, mit welchem er diese Worte sprach, machte es mir unmöglich, mit neugierigen Fragen weiter in ihn zu dringen."

"Bei einem späteren Spaziergange, den wir eines Sonntags mit dem Stadtrath durch das Rosenthal unternahmen, versuchte ich nochmals leise das Gespräch auf jenes Bild zu bringen, aber der Alte schnitt mit seinem scharfen: „Ein andermal davon", das Gespräch ab, wobei Max ihm einen finsternen Blick zuwarf und für längere Zeit verstummte."

Die Freunde waren an einer anderen Straßenecke angelangt und trennten sich hier mit einem warmen Händedruck.

II. Kapitel.

In dem hohen, würdevoll ausgestatteten Zimmer eines Patrizierhauses der Grimmaischen Straße saß der alte Stadtrath vor seinem, von zwei Armleuchtern erhellen Schreibtische, das verdrießliche Gesicht tief über die Akten gebeugt, deren einzelne Fascikel er rasch und unmutig durchslog, mit seiner krausen Unterschrift versah und dann auf einen links neben ihm stehenden Sessel warf.

Er unterhielt sich während seiner Arbeit halb zerstreut und in abgerissenen Sätzen mit seinem Nefen, der behaglich und breit drüben am Sophatisch, an der reich besetzten Nachttafel Platz genommen hatte und ihr mit sichtlichem Appetite zusprach.

"Du mußt nachtafeln, Maxchen, entschuldige", sagte der kleine Herr leutselig. "Ich konnte nicht länger mit dem Abendessen auf Dich warten, ich mußte an die Arbeit!"

"Hat nichts zu sagen", erwiderte der Nefte, "wir haben einen weiten Waldspaziergang gemacht durch den Forst nach Ronnewitz und wieder heim."

"So, so, das war recht, Maxchen", murmelte der eifrig Schreibende, der mit seinen Gedanken nur wenig bei dem Gespräch zu sein schien.

"A propos", rief der Nefte, nach einem Butenschenkel langend, "ist es denn wirklich wahr, daß die kleine bucklige Bugloff es ist, die das Trommlergrab in der Nacht vor dem neunzehnten Oktober immer bekränzt?"

Der Alte, der eben ein Blatt umwenden wollte, hielt an und horchte auf.

"Wie kommt Ihr darauf, Kinder?" sagte er gespannt.

"Wir haben beschlossen, dem Geheimniß endlich auf die Spur zu kommen, und wollen in der Nacht vom Achtzehnten

zum Neunzehnten, also übermorgen, von zehn Uhr an in dem anstoßenden Walde Posto fassen, um uns mit eigenen Augen zu überzeugen, was an der Sache ist."

Der Stadtrath hatte die Feder fortgelegt und sich in seinem Lehnstuhl halb nach dem Nefen hingewendet. Der Gedanke, diesen mit der genannten Dame in irgend welche Verbindung treten zu sehen, schien in ihm keine angenehmen Vorstellungen wach zu rufen. Seine verdrossen herabhängende Unterlippe zog sich empor und sein Mund krauste sich mürrisch zusammen.

"Höre, Maxchen, es wäre mir lieber, Ihr ließt solche Thorheiten", sprach er mit einigem Nachdruck. "Es giebt das in jedem Falle einen Skandal, und übrigens könnt Ihr Euch Alle in der frostigen Herbstnacht eine tüchtige Erkältung zuziehen."

"An der Sache ist nun nichts mehr zu ändern, ich habe einmal zugesagt", warf ihm Max mit einem entschiedenen Tone entgegen und füllte sein Glas wieder mit dem köstlichen Burgunder.

Der Alte sah verdutzt vor sich nieder und wand wie verlegen die Hände ineinander. Offenbar beabsichtigte er, um jeden Preis seinen Nefen von der Theilnahme an dem Abenteuer abzubringen, aber er schien den Ton für seine Vorstellungen noch nicht gefunden zu haben.

"So — hast Du?" hob er wieder an. "Ja, aber es scheint mir denn doch gerathen, die Tollheit zu unterlassen. Es ist stadtbekannt, daß die Bugloff es ist, die das Grab schmückt. Ich selbst habe sie ja, wie gesagt, einmal in dieser Nacht dort angetroffen."

"So rührt wohl überhaupt das ganze Gerede und auch der Spitzname der Kleinen von Dir her?"

"Möglich, sehr möglich, aber das ist lange her, und es scheint mir nicht besonders rücksichtsvoll von Euch, die kleine Person bei ihrem Liebesopfer stören zu wollen."

"Bah! Seit wann predigst Du denn zarte Schöning gegen die Sentimentalität", lachte Max auf und sah den Oheim überlegen an.

Auch der Alte bemühte sich zu lächeln, ohne jedoch seine Befangenheit ganz verbergen zu können und erwiderte kleinlaut:

"Sieh, Max, warum sollte ich es Dir nicht sagen: es herrscht zwischen mir und der Dame noch eine alte Familiendifferenz, und sie könnte, wenn sie Dich als Theilnehmer bei dem Streich erkennen sollte, meinen —"

"Unsinn!" rief Max verdrießlich, "sie kennt mich garnicht und hat mich nie gesehen."

"Aber Du hörst doch, Maxchen", warf der Alte, immer dringender werdend, ein, "daß mir Deine Betheiligung an dieser ganzen Affaire nicht angenehm ist, und Du wirst mir darum den Gefallen thun —"

"Aber ich sehe den Grund dafür durchaus nicht ein, und, aufrichtig gestanden, reizt mich die ganze Geschichte nun erst recht, und ich werde unter keiner Bedingung von meiner Theilnahme abstecken!"

Das Gesicht des Dinkels glühte zürnend auf, und er warf einen strengen Blick nach dem Nefen hinüber, der ihm inzwischen schon wieder den Rücken gekehrt hatte. Der alte Herr warf sich unruhig in seinem Sessel hin und her und hüftelte mit großem Geräusch, aber er fühlte sich offenbar durch die letzten Worte seines Nefen zurückgeschlagen und mit seinem Latein zu Ende. Es schien ihm daher nicht unangelegen zu kommen, daß gerade in diesem Augenblicke der alte Martin in's Zimmer trat, der mit seinem unbeweglichen Gesichte die mit der Abendpost angelangten Briefe vor ihm auf den Schreibtisch niederlegte.

Es trat eine beruhigende Pause in der Unterhaltung ein, während der Stadtrath, nachdem seine große runde Hornbrille gepußt, die Schreiben eröffnete und durchslog.

"Das fehlte auch gerade noch", rief er, ärgerlich den letzten der durchgelesenen Briefe vor sich auf die Tischplatte werfend. "Ich muß morgen mit der Frühpost nach Dresden reisen und werde drei bis vier Tage fort bleiben müssen."

"So? — Geschäfte? — Recht fatal in dieser Jahreszeit", warf Max ziemlich kühl hin.

"Ganz insam", schnarrte der alte Herr und fuhr sich erregt in die Haare.

Das vorausgegangene Gespräch schien vergessen zu sein.

„Höre, Maxchen“, hob er nach einer Weile mit sanfter und beinahe bittender Stimme wieder an, indem er seine Fingerspitzen betrachtete. „Du könntest mich eigentlich auf dieser Reise begleiten. Was meinst Du dazu, mein Junge?“

„Kann mir ja gar nicht einfallen“, fuhr Max auf. „Soll ich mich etwa wieder, wie damals in Halle, während Du Deinen Geschäften nachgehst, im Gasthause herumdrücken oder gelangweilt in den Straßen umhertreiben? Denke nicht daran!“

„Maxchen“, beruhigte ihn der Alte, „Du bist unhöflich. Sieh, Deine Reisebegleitung würde mir sehr angenehm sein, und wenn ich meinen Brustkrampf bei Nacht —“

„So nimm den Martin mit. Es ist ganz unmöglich, Ohm, ich habe mich zu Donnerstag für eine Tanzgesellschaft gegeben.“

Der Alte schob die Brille halb verzweifelt auf die Stirn zurück und wollte sich Anfangs zu einer strengen Miene aufraffen, sah aber dann mit einem wahrhaft flehenden Blick zu seinem Neffen hinüber: „Maxchen —“

„Ich thue es aber nicht“, rief dieser entschieden, leerte sein Glas mit hastigem Zuge und erhob sich mit Geräusch von seinem Stuhl. Er griff nach seiner Mütze und wollte das Zimmer verlassen.

„Max“, sagte der Alte mit leise grollender Stimme, „wenn Du mich nun nicht begleiten willst, so könntest Du doch wenigstens heut, den letzten Abend vor meiner Abreise, bei mir bleiben. Du könntest mir etwas vorlesen, meine Augen —“

„Ach, laß Dir doch von der Wirthschafterin vorlesen, Oheim; ich habe durchaus heute noch einen wichtigen Gang vor“, entgegnete Max mit dem Tone kühler Entschuldigung und ergriff die Thürklinke.

„Nun — dann lebe wohl!“, sprach der Alte bitter und wandte sich seiner Arbeit wieder zu. „Du wirst morgen auch wohl noch schlafen, wenn ich abreise.“

„Glückliche Reise, Oheim, und nichts für ungut“, rief Max, als bemerke er nichts von der Stimmung des Onkels, reichte ihm flüchtig die Hand und verließ das Zimmer.

Aber der Alte nahm seine Arbeit nicht wieder auf. Er war tief verletzt. Er lehnte sich in seinen Armstessel zurück, seine Lippen kniffen sich zuckend zusammen und die Augen starrten unruhig vor sich hin. Er fühlte sich so einsam, wie seit Jahren nicht mehr, und eine Ahnung überkam ihn, daß er mit all seiner Rücksicht und Verwöhnung sich die Zuneigung seines übermüthigen Lieblings doch nie werde erwerben können, und daß er trotz all der Wohlthaten, die er an ihn verschwendete, doch nur einem einsamen und lieblosen Alter entgegen sehe.

Wie hatte er sich das anders geträumt, als er den Knaben in sein Haus nahm! Denn auch in seiner kalten und rücksichtslosen Natur lebte eine geheime, mit dem Alter zunehmende Sehnsucht, wenigstens sich an einem Menschen Liebe und Dankbarkeit zu verdienen.

„Die Bugloss“, murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin, und sein Gesicht verdüsterte sich wie in dunklen Erinnerungen mehr und mehr. Seine Augen suchten unruhig umher, seine gekreuzten Arme sanken schlaff in den Schoß.

So saß er in dumpfem Hinbrüten mehrere Stunden, vergeblich auf das Erönen der Hauglocke und die Rückkehr seines Neffen harrend, bis die tief heruntergebrannten Richter ihn nöthigten, sich zu erheben. Mit einem schweren Seufzer stand er auf und suchte sein einsames Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wette.

Novelle von E. Fontane.

(Fortsetzung.)

Monate waren seitdem vergangen. Der Frühling hatte dem Sommer Platz gemacht. Die Familien, welche den Sommer auf dem Lande oder in den Bädern zuzubringen gedachten, rüsteten sich zur Abreise, denn in der Stadt wurde die Hitze fast unerträglich.

Waldow hatte diese Zeit still für sich verlebt. In eifriger Berufsarbeit hatte er zu vergessen gesucht, was er für diesen Sommer erträumt und erhofft hatte. Seine Freunde sahen ihn nur selten und fanden ihn stets verschlossen und einsilbig, Niemand aber wußte, was mit ihm vorgegangen war.

Einige Zeit nach seiner Rückkehr hatte er Breitenfelds einen Besuch gemacht. Herr von Breitenfeld hatte ihn zwar mit alter Freundschaft, aber doch mit einer gewissen verlegenen Zurückhaltung, seine Frau dagegen kühl und förmlich empfangen. Er konnte es ihnen nicht verargen.

Frau von Breitenfeld hatte wohl gesehen, wie schmerzlich ihre Schwester litt, aber Letztere war verschlossen, und sie hatte es nicht für angemessen gehalten, in sie zu dringen. So fehlte ihr jede Erklärung für Waldow's auffallende Abreise, und sie war natürlich geneigt, ihm die Schuld an dem unerklärbaren Zerwürfniß beizumessen. Auch ihr Gatte war vollständig rathlos. Er hatte erwartet, daß Waldow, nachdem er ihm seine Neigung für Anna gestanden hatte, ihm nun auch weiterhin Vertrauen schenken werde, aber er sah sich getäuscht, und das verletzte ihn begreiflicherweise.

Waldow kürzte den Besuch ab und wiederholte ihn nicht. Er sehnte sich nach dem Beginn der Gerichtsferien, denn er fühlte sich auch körperlich angegriffen und hoffte, durch eine längere Reise seine geistige Elastizität und körperliche Frische wiederzuerlangen.

So standen die Dinge, als er in den ersten Tagen des Monats Juli unerwartet eine Karte von Breitenfeld erhielt, in welcher dieser ihn bat, ihn in einer wichtigen Angelegenheit recht bald zu besuchen.

Waldow schwankte einen Augenblick. Aber er fühlte instinktiv, daß diese Mittheilung mit Anna im Zusammenhange

stehen müsse und entschloß sich daher kurz, der Einladung zu folgen.

Breitenfeld begrüßte ihn mit Herzlichkeit und erwähnte der eingetretenen Spannung mit keiner Silbe.

„Ich habe Dich gebeten, alter Freund, mich in meinem Heim zu besuchen, weil es mir in diesen Tagen unmöglich gewesen wäre, Dich aufzusuchen. Meine Frau fährt morgen nach P., um von da aus gemeinschaftlich mit Mutter und Schwester nach Warmbrunn zu reisen. Mein Schwiegerpapa muß auf Anrathen seines Arztes das dortige Bad gebrauchen und auch meine Schwägerin Anna ist leidend und soll die frische Gebirgsluft genießen.“

Bei der Nennung Anna's erblaßte Waldow sichtlich, aber er schwieg und wartete die weiteren Eröffnungen ab.

„Gestern nun“, fuhr Herr von Breitenfeld fort, „während wir bereits mit dem Einpacken beschäftigt waren, ließ sich ein junges Mädchen bei meiner Frau melden und zwar mit dem Hinzufügen, daß es sich um eine wichtige Mittheilung handle. Meine Frau ließ sie eintreten und war nicht wenig erstaunt, als sie Pauline, das frühere Stubenmädchen meiner Schwiegermama, erkannte. Du entsinnst Dich des Mädchens wohl noch?“

Waldow nickte schweigend.

„Sie erzählte zunächst, daß sie ihren bisherigen Dienst aufgegeben habe, um in Berlin eine andere Stelle zu suchen. Eine solche habe sie denn auch gefunden und gestern angetreten. Es sei ihr recht schwer geworden, aus dem Burgsdorff'schen Hause zu scheiden, sie würde sich auch schwerlich dazu entschlossen haben, wenn nicht besondere Gründe sie dazu veranlaßt hätten u. s. w. Meine Frau merkte bald, daß das Mädchen etwas auf dem Gewissen hatte und immer noch schwankte, ob sie mit der Sprache herausgehen sollte. Sie ließ sich daher gedulbig auf ihre etwas weitläufigen Ausführungen ein und brachte dann schließlich nach manchem Stocken einerseits und freundlichem Zureden andererseits Folgendes heraus, was für Dich wohl von Interesse sein dürfte: Im Burgsdorff'schen Hause sei bei größeren

Festlichkeiten in der Regel ein in P. ansässiger Lohndiener, ein gewisser Scholz, zu Dienstleistungen verwendet worden. Dieser Scholz, beiläufig bemerkt, ein ganz gewandter, adretter Mensch, habe ein Verhältniß mit ihr angeknüpft und sie zu heirathen versprochen. An jenem Donnerstag Abend nun, als Du zum letzten Male im Burgsdorff'schen Hause warst, sei Scholz in großer Eile zu ihr gekommen und habe ihr einen zusammengelegten Brief ohne Couvert mit dem Auftrage eingehändigt, denselben später, nachdem die Gäste sich entfernt haben würden, meiner Schwägerin Anna mit dem Bemerken zu übergeben, daß sie ihn im Vorzimmer gefunden habe, wo ihn wohl Jemand verloren haben müsse. Meine Schwägerin möge doch nachsehen, wem der Brief gehöre, damit er dem Eigenthümer wieder zugestellt werden könne. Sie habe diesen Auftrag ausgeführt, ohne recht darüber nachzudenken, habe auch keine Zeit gehabt, einen Blick in den Brief zu werfen. Als aber meine Schwägerin nach Empfang des Schriftstücks und nach einem flüchtigen Blick in dasselbe erst dunkelroth und dann leichenblaß geworden sei, sei ihr erst eine Ahnung aufgestiegen, daß es sich um einen böshafter Streich handeln könne, und sie habe bitter bereut, sich als Werkzeug zu demselben hergegeben zu haben. Sie habe etwas sagen wollen, aber Anna habe ihr nur heftig abwehrend mit der Hand gewinkt und als sie das Zimmer bestürzt verlassen habe, die Thür sogleich hinter ihr verschlossen.

Am nächsten Tage habe sie ihrem Bräutigam Vorwürfe gemacht und eine Aufklärung von ihm verlangt, er habe ihr aber nur ausweichende Antworten gegeben und ihr schließlich mit Abbruch des Verhältnisses gedroht, wenn sie nicht schweigen werde. Sie habe nun allerdings nicht mehr gewagt, von der Sache zu sprechen, habe sich aber fortwährend Selbstvorwürfe gemacht, um so mehr, da sie gesehen habe, wie meine Schwägerin seit jenem Abend immer trübe und niedergeschlagen gewesen sei, oft verweinte Augen gehabt habe — nun, ich will über diese Details hinweggehen, um zu Ende zu kommen. Das Verhältniß mit ihrem Bräutigam habe sich seit diesem Vorgange gelockert, sie habe kein rechtes Vertrauen mehr zu ihm gehabt, und schließlich sei er ganz ausgeblieben. Nun hätte sie wohl manchmal den Gedanken gefaßt, sich ihrer Herrschaft zu entdecken, aber sie habe den Zorn des Präsidenten gefürchtet, der seit jener Zeit auch finsterner und verschlossener gewesen sei, als früher, und so habe sie denn schließlich den Dienst gekündigt und sei nach Berlin gezogen.

Waldow war längst aufgesprungen und in tiefer Erregung mit hastigen Schritten auf und ab gegangen. Es war ihm klar, daß jener geheimnißvolle Brief den Anlaß zu Anna's ihm bisher unerklärlichen Verhalten gegeben hatte. Herr von Breitenfeld war ebenfalls aufgestanden und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich habe das Gefühl, mein Freund“, sagte er herzlich, „daß hier eine Bosheit ausgeübt worden ist, welche Dich mit trifft. Du hattest mir damals Dein Vertrauen geschenkt und so wußte ich, wie Du zu Anna standest. Deine plötzliche Abreise blieb uns natürlich unerklärlich, denn auch meine Schwägerin schwieg beharrlich. Meine Frau sowohl wie ich mochten nicht in Euch dringen. Vertrauen ist ein freiwilliges Geschenk, es läßt sich nicht erzwingen. Heut aber halte ich es für meine Pflicht, das Schweigen zu brechen. Es steht das Lebensglück zweier Menschen auf dem Spiele, die mir sehr werth sind, denn — leugne es nicht — auch Du hast unter dem plötzlichen Abbruch des so schön angeknüpften Verhältnisses schwer gelitten.“

„Ja wahrlich“, sagte der Assessor mit einem tiefen Seufzer, „ich habe schwer gelitten, und wenn Du mein ganzliches Schweigen über diese traurigen Vorgänge vielleicht als ein Mißtrauen von meiner Seite angesehen und empfunden hast, so wirst

Du doch hoffentlich meiner Versicherung glauben, daß ich nicht anders handeln konnte. Und auch heute noch, so tief erschüttert ich von Deiner Mittheilung bin, die mir wie ein plötzlicher Lichtstrahl die Dunkelheit erhellte, auch heut noch kann ich trotzdem mein Schweigen nicht brechen. Ich darf es nicht.“

„Das sollst Du auch nicht“, fiel Breitenfeld ihm herzlich die Hand drückend ein, „aber meine Mitwirkung, um das Dunkel gänzlich aufzuheben, darfst Du nicht von der Hand weisen. Nicht eher sollst Du thätig eingreifen, bis Du selbst den Zeitpunkt für gekommen erachtest. Ich habe meinen Plan bereits entworfen und rechne auf Deine Zustimmung.“

„Ich bin im Voraus einverstanden, sofern Anna — ich wollte sagen Fräulein Burgsdorff zunächst gänzlich unbehelligt bleibt.“

„Versteht sich. Also höre: Ich begleite meine Frau nach P. und bleibe einige Tage dort. In dieser Zeit werde ich zunächst einmal Monsieur Scholz ernstlich in's Gebet nehmen. Ich hoffe, durch ihn ohne besondere Mühe über den Ursprung des fraglichen Briefes in's Klare zu kommen. Nach dem Ergebnisse dieser ersten Vernehmung werde ich dann meine weiteren Schritte zu bemessen haben, selbstverständlich ohne irgendwie Deiner Entschließung vorzugreifen.“

Waldow drückte dem Freunde herzlich die Hand.

„Ich vertraue Deinem Takt. Und wann darf ich Dich zurückerkwarten? Bedenke, daß ich die Stunden zählen werde.“

„Sobald als möglich. Jedenfalls suche ich Dich unmittelbar nach meiner Rückkunft auf. — Und nun laß uns zu meiner Frau hinübergehen. Auch sie hat Dir im Herzen Unrecht gethan und wird uns jetzt eine eifrige und verschwiegene Verbündete sein.“

* * *

Herr von Breitenfeld und seine Gattin waren von der Veränderung, welche in den letzten Monaten mit Anna vorgegangen war, schmerzlich betroffen. Außerlich anscheinend unverändert, schaltete sie im Hause in gewohnter Weise, ängstlich bemüht, den Eltern ihren wahren Gemüthszustand zu verbergen, und doch war der Abstand gegen ihr sonstiges munteres, lebensfrohes Wesen zu unverkennbar, um nicht Jedem aufzufallen, der näheres Interesse an ihr nahm. Auch körperlich erschien sie leidend, blaß und mit einem Ausdruck der Ermüdung in den sonst so schelmisch blitzenden Augen. Längst hatte die Präsidentin sie mit ängstlicher Sorge beobachtet, aber sie wich jeder eingehenderen Frage aus oder suchte durch einen erzwungenen Scherz darüber hinwegzukommen.

Die Ankunft der Schwester und die Aussicht auf die gemeinschaftliche Reise hatten auf kurze Zeit eine günstige Aenderung bewirkt, doch blieb die Wirkung keine nachhaltige. Frau von Breitenfeld sah sich in der Hoffnung, daß die Schwester ihr Vertrauen schenken werde, abermals getäuscht. Wohl hatte sie in geeignet erscheinenden Momenten Waldow's Namen genannt, Anna hatte es aber sorgsam vermieden, auf derartige Andeutungen näher einzugehen, wenngleich der Eindruck, den dieser Name auf sie machte, unverkennbar war.

„Es bleibt uns nichts übrig, liebes Kind“, sagte Herr von Breitenfeld am dritten Tage zu seiner Frau, „als nunmehr selbständig und auf eigene Verantwortung zu handeln. Die Sache würde freilich weniger schwierig gewesen sein, wenn Anna ihr Schweigen aufgegeben hätte.“

„Ich würde sie vielleicht dazu bewegen können, wenn ich ernstlich in sie dringen wollte, aber ich weiß, daß ich ihr damit wehe thun würde.“

„Ganz recht. Also versuchen wir einmal auf eigene Hand zu operiren. Meine Zeit ist, wie Du weißt, gemessen, und ich werde daher noch heut an's Werk gehen.“ (Fortsetzung folgt.)

* **Aus dem Reich der Mitte.** Die letzte Nummer des „North China Herald“ veröffentlicht auch eine Proklamation des Bizekönigs von Canton, die derselbe im Auftrage des chinesischen Kriegsministers an die Bevölkerung seiner Stadt gerichtet hat. In derselben wird nun jeder Zivil-Chinese strengstens davor gewarnt, die Tempel des Kriegsgottes (Guantni) zu betreten, diesen Gott anzubeten oder ihm Opfer darzubringen. Der Kriegsgott, heißt es in dieser Proklamation, ist durch und durch ein Staatsgott, der sich nur um militärische Angelegenheiten und nicht auch um die der

Zivilisten zu kümmern hat. Zudem ist derselbe auch ein militärisch-strammer Gott, der nur an Soldaten, Kanonen u. s. w. denkt und sich nicht im mindesten um die Gebete und Opfer der Zivilisten scheert. In Canton wurden zugleich in allen dortigen Handlungen die Bilder dieses Gottes konfisziert und den Malern daselbst jede fernere Darstellung von solchen Bildern strengstens untersagt. Die für die Armee nöthigen Bilder dieses Gottes liefert noch ferner der Kriegsminister selbst.